

ten repariert werden. *Mein Gott*, kam es Anna in den Sinn, *wie ist mir das alles zuwider, wann werden unsere Qualen enden, diese ewige Furcht, daß Fedja alles verspielt und wir nichts mehr haben!* Am Nachmittag holten sie die Stiefel beim Schuster ab, der hatte sie für einen günstigen Preis repariert. So hatten sie wieder einmal Glück.

Kurz darauf sprach Fedja davon, seinen Paletot zu verpfänden, denn das Geld, das sie noch hatten, reichte nur für wenige Tage. Und wieder beriet er sich mit Anna, ob er mit dem Kleidungsstück zum Josel gehen solle. Sie meinte, er solle sich lieber gleich auf den Weg machen, auch wenn es ihm peinlich sei. Doch statt mit dem Geld des Pfandleihers sorgsam umzugehen, verlor er alles im Casino. Nun hatten sie wieder keine einzige Kopeke, aber statt ihn auszuschimpfen und ihm Vorwürfe zu machen, strich sie ihm liebevoll über den Kopf. Er versprach, ihr kein Leid mehr antun zu wollen. Dann gingen beide ins Kurhaus und lasen die Zeitung. Durch das Fenster drang eine wundervolle Musik. *Eine Militärkapelle spielte als erstes die Egmont-Ouvertüre von Beethoven, dann Zampa, dann etwas aus Mozarts Don Juan*, erinnerte sich Anna Grigorjewna in ihrem Tagebuch. Anschließend prominierten sie wieder zum Conversationshaus, wo sie den Tag ausklingen ließen. Das Versprechen, so schnell nicht wieder an den Spieltisch zurückzukehren und Kummer von ihr fernzuhalten, konnte Fedja nicht lange einhalten. Schon am nächsten Tag zog es ihn in den Spielsalon. Zwar gewann er, konnte Frack, Weste und Paletot auslösen, aber mehr als 2 Florin blieben nicht übrig. Und so begann das Spiel wieder von Neuem. Ein Spiel, das er niemals gewinnen konnte. Das wusste wahrscheinlich auch er, der Dichter

ANNA GRIGORJEWNA DOSTOJEWSKAJA:  
*Tagebücher. Die Reise in den Westen.*  
Königstein/Ts.: Athenäum 1985.

Fjodor Michailowitsch  
Dostojewski, und fügte  
sich seinem Schicksal.

## Guter Schlaf mit Wertpapieren

Wilhelm Busch (1832 – 1908) arbeitet sich nach oben

Alles in allem war der Vater außer sich, denn sein Sohn Wilhelm hatte wieder einmal neue Pläne gefasst. Er wollte sich unbedingt an der Münchener Kunstakademie einschreiben. Nach bisher vier erfolglosen Anläufen innerhalb von sechs Jahren wusste Wilhelm Busch nun ungefähr die Richtung, wohin es beruflich mit ihm gehen sollte. Endlich schien er sein Lern- und Lebensziel gefunden zu haben. Sein Vater, der auch noch die anderen Söhne – die alle studieren wollten – zu unterstützen hatte, machte ihm aber klar, dass er keine Experimente mehr dulde und dies die letzten Taler seien, die er ihm geben könne. Danach sei Schluss. Für den Sohn eine Warnung, dass er dieses Mal nicht scheitern durfte und das Studium erfolgreich absolvieren müsse.



Busch musste also in München schnell zu Geld kommen, wollte er nicht in die Armutsfalle tappen. Wie später in seinen Bildergeschichten zu erkennen sein würde, wusste er was Armut ist. Seine oft spindeldürren Gestalten, an denen die zerschlissenen Kleidungsstücke baumelten, sprachen eine deutliche Sprache. Oft waren sie hart vom Leben gebeutelt und bis zum Skelett abgemagert. Ebenso wusste Busch recht gut, wer zu Wohlstand gelangte. Er kannte die dörfliche Gemeinschaft und deren Unter- und Oberschicht. Einen runden Bauch hatten vor allem Fleischer und Bäcker, Wirte und Pastoren

sowie die Amtsträger, Lehrer und Apotheker. Alle anderen mussten mit dem Wenigen auskommen, dass sie besaßen. O weh, wenn ihm das gleiche Schicksal drohte! Nicht auszumalen, welche Schande es für die Familie wäre!

Er stand jetzt auf eigenen Beinen und musste für sich selbst sorgen. Geld zu verdienen, war auch damals schon keine leichte Sache. Es musste vor allem Glück im Spiel sein, um zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Der richtige Ort war wieder einmal ein Wirtshaus, diesmal in München. Und der richtige Zeitpunkt: kurz nach Mitternacht. Alle waren noch ein wenig berauscht von den zahlreichen zuvor geleerten Maß Bier, als Caspar Braun, der Herausgeber der *Fliegenden Blätter* und des *Münchner Bilderbogens*, mit Busch einen letzten Humpen hob und die Frage stellte, ob er Beiträge für seine Zeitschriften liefern könne. Natürlich konnte er, und so begoss man die Zusammenarbeit mit einem Bier.

Am Ende wurden es fünf erfolgreiche Jahre der Zusammenarbeit, in denen rund 130 Beiträge entstanden. Mit diesem Kapital konnte Busch bei anderen Verlagen wuchern und sich als bestens eingeführter Karikaturist empfehlen. Tatsächlich schlugen Buschs Karikaturen auch beim Publikum ein, und er fand viele neue Freunde – der Vater konnte also unbesorgt sein.

Allmählich wurden die witzigen und originellen Zeichnungen immer mehr zu seinem Markenzeichen. Als Busch 1857 im Künstlerverein den Verleger Otto Bassermann kennenlernte, der von seinen Zeichnungen und Texten begeistert war, entspann sich auch mit ihm eine außerordentlich erfolgreiche Geschäftsbeziehung. Beide kamen sich zudem menschlich näher und schlossen Freundschaft. Zu einem wahren Bestseller wurde *Die fromme Helene*. Einige hielten das Buch für frauenfeindlich und anstößig, die Dar-

stellung des Alkoholismus, der darin waltete, für obszön. Was nur wenige wussten: Busch spiegelte darin sein eigenes Alkoholproblem wider. Seine fromme Helene und er waren vermutlich kein Einzelfall. In den prüden Jahren der Kaiserzeit verfielen immer mehr Männer und Frauen dem Alkohol und schrammten oft genug am persönlichen Bankrott vorbei. Und so konnte sich so mancher Leser darin wiedererkennen.

Der Erfolg blieb nicht aus. Auch im Ausland wurde man auf Wilhelm Busch aufmerksam, und so bereitete Otto Bassermann eine englischsprachige Ausgabe vor. Autor und Verleger verdienten prächtig an dem Buch. Der Autor erhielt für jedes verkaufte Buch bis zu 45 Prozent vom Brutto-Ertrag. Welcher Autor konnte sich über derart hohe Tantiemen freuen? Aber selbst das reichte Wilhelm Busch nicht. Er hatte jetzt Blut geleckt und wollte mehr aus den Tantiemen herausholen. Und so bat er Bassermann, das Geld in Wertpapieren anzulegen. Gesagt, getan. Von nun an schlief der Künstler besonders gut, denn die Kiste mit den Wertpapieren verwahrte er wie ein Schatzkästlein unter seinem Bett auf.

Busch wurde mit seinen Bildergeschichten immer erfolgreicher und nahm sich jetzt Dinge heraus, die Priester und Pädagogen auf die Palme brachten, und ihn mehr und mehr zum Skandalautor werden ließen. Nun begann auch sein Verleger, sich vor der Zensur zu fürchten, er ahnte unliebsame Konflikte mit der Obrigkeit. Busch sah dies gelassener und verbreitete auch weiterhin seine ätzenden Satiren. Seine witzigen Zeichnungen und humorvollen Texte enthielten eine ganze Portion Gesellschaftskritik, griffen bewusst höhergestellte Persönlichkeiten an oder machten sie lächerlich. Dieser Tatbestand reichte vielfach aus, um die Zensoren auf den Plan zu rufen und ein Verbot auszusprechen.

Bassermann musste auf der Hut sein und mäßigend auf seinen Autor einwirken. Der aber fühlte sich unangreifbar und sonnte sich im Erfolg. Jetzt war nicht mehr Bier, sondern Champagner die erste Wahl. Jahrelang hatte er auf diesen Moment hinarbeiten müssen. Bis zu diesem Zeitpunkt stand ihm seine Mäzenin Johanna Kessler aus Frankfurt mit ihren monetären und freundschaftlichen Zuwendungen treu zur Seite. Nun hatte er aber einen Bekanntheitsgrad erreicht, der ihn vom Mäzenatentum unabhängig machte, auch von Johanna Kessler. Doch es war mehr als nur Freundschaft zwischen ihnen. Auch wenn es unausgesprochen blieb, so war Johanna für Busch vielleicht seine einzige und wahre Liebe.

Inzwischen durch seine leichten Federzeichnungen berühmt geworden, legte Wilhelm Busch kurzerhand nach und schuf die Bildergeschichte *Herr und Frau Knopp*. Das Buch wurde ein weiterer Bestseller, der sich in wenigen Wochen 18.000 Mal verkaufte. Ein grandioser Erfolg! Er war jetzt der gefeierte Künstler, der es sich leisten konnte, mit



seinem Bruder im stilvollen „Europäischen Hof“ in München zu logieren. Bassermann verhielt sich ihm gegenüber wie ein Goldgräber, der seinen Autor ständig zu neuen Büchern antrieb. Der aber konnte vor lauter Überarbeitung die Fristen kaum noch einhalten. *Sehr begierig bin ich zu erfahren, was Du eigentlich neues unter der Feder hast. Ich weiß, daß man Dir nichts vorschlagen darf, allein Papst, Infallibilisten, Jesuiten und Mucker sind jetzt Ziele, auf welche sich alle Blicke richten, und Pfeile, welche nach diesen Zielen fliegen, werden mit Beifall begleitet werden*, schrieb Bassermann seinem Autor. Daran bestand auch für ihn kein Zweifel, denn er feuerte liebend gern Pfeile ab.

Allerdings wurden die Abgabetermine immer kürzer und damit für Busch der Stress immer größer. Schon machten sich erste gesundheitliche Probleme, wie Herzschwäche, Muskelzittern oder Symptome einer schweren Nikotinvergiftung bemerkbar. Immerhin rauchte Busch bis zu fünfzig Zigaretten am Tag, dazu kam noch der Alkohol, der ihn wie eine Sucht plagte. Von seinem Verleger ließ er sich auf Wunsch 50 Flaschen „Deidesheimer“ schicken. Manchmal kamen statt der Kisten auch ganze Fässer bei ihm an. Hin und wieder sorgte auch ein Schluck „Nordhäuser Doppelkorn“ für kurzweiliges Wohlbehagen.

So flossen mit dem Alkohol auch die Jahre dahin. Mit knapp Vierzig zog Wilhelm Busch Bilanz. Er wollte mehr Ruhe in sein arbeitsreiches Leben bringen. Vorausgegangen waren mehrere Reisen nach Berlin, Holland und Süddeutschland. Zudem meldeten sich immer häufiger dubiose Stimmen zu Wort, die Busch für bereits tot erklärten und hinter seinem unbändigen Schaffensdrang einen Ghostwriter vermuteten. Die Menge an Publikationen ließ diesen Verdacht einfach aufkommen. Und plötzlich las man seinen Namen in den Klatschspalten der Unterhaltungsblätter. Sogar die *Fromme*

*Helene* wurde darin besprochen und seine Urheberschaft angezweifelt. Es sei doch gar nicht von ihm, sondern von einem bestellten und bezahlten Künstler – für Busch und Bassermann ein schwerwiegender Angriff, den es abzuwehren galt.

Leider nahmen auch in den geschäftlichen Beziehungen zu seinem Freund und Verleger die Spannungen zu. Busch fühlte sich übervorteilt und als Hausautor nicht ernst genommen. Natürlich ging es ums Geld, aber nicht allein. Bassermann wurde mit Buschs Werken immer unzufriedener, warf seinem Autor vor, es an Originalität fehlen zu lassen. Dennoch druckte Bassermann alle seine Sachen, was sich später in schlechten Verkaufszahlen rächen sollte. *Ich verlange nicht, daß Busch ferner jährlich ein neues Ei legen sollte*, erklärte er einem Freund. Allerdings erwarte er bei einer Neuauflage (in diesem Fall ging es um die 4. Auflage der *Kritik des Herzens*) vom Autor Streichungen, Änderungen oder Ergänzungen. Das sei nicht zu viel verlangt. Aber vielleicht war Busch vor lauter *Selbstzufriedenheit, Bequemlichkeit oder Ekel vorm eigenen Gemächte?* dazu überhaupt nicht bereit – darüber konnte er nur spekulieren.

Hatte Wilhelm Buschs Schaffenskraft tatsächlich nachgelassen? War er schon so gesättigt, dass er nichts Originäres mehr zustande brachte? Um des Geldes wegen musste er schon lange nicht mehr zur Feder greifen. In seiner Steuererklärung aus dem Jahr 1897 gab er ein Vermögen von über 300.000 Reichstalern an. Was konnten sonst die Gründe sein? Vermutlich waren es die ständigen Zänkereien und das Feilschen um Auflagenhöhe und Honorare, die die beiden ermüdet hatte. Und in der Tat, Busch beklagte diese beiden Punkte stets aufs Neue. Die Stimmung war also getrübt.

Da machte auch noch das Finanzamt dem Künstler das Leben schwer, forderte von ihm eine Selbsteinschätzung

seines Einkommens ein. Für Busch, der es mit Gelddingen sehr genau nahm, eine unangenehme Aufgabe, der er sich nur widerwillig zuwandte. *Du kennst meine Unbeholfenheit in Geschäftsdingen*, soll er zu seinem Verleger einmal gesagt haben. Andererseits wollte er sich aber auch nicht helfen lassen. Zumindest hätte ihm in dieser Situation sein Bruder Gustav, der vom Fach her Mathematiker war, mit ein paar Ratschlägen behilflich sein können.

Schon einmal hatte ihm dieser mit Rat und Tat geholfen, als Wilhelm nach dem Tod des Vaters die Rolle des Familienoberhauptes einnehmen und das Erbe unter den Geschwistern aufteilen musste. Wilhelm Busch hatte zwar ein großes Talent als Zeichner und Texter, aber keine Begabung, um als Familienoberhaupt für eine gerechte Aufteilung zu sorgen. So blieb die Verantwortung an seinem Bruder hängen. Gut, dass dieser in finanziellen Dingen versiert war und über ein breites kaufmännisches Wissen verfügte. Als erfolgreicher Gründer einer Konservenfabrik war er für diese Aufgabe prädestiniert. Obwohl Wilhelm Busch sich um eine gerechte Aufteilung bemühte und klugerweise die wirtschaftliche Ausgangslage der Brüder berücksichtigte – die übrigen nicht schlecht war, kam es unter den Geschwistern zu erheblichen Problemen. Außer Frage stand, dass sein Bruder Adolf Geschäft, Haus- und Landwirtschaft übernehmen sollte, war er doch von allen Brüdern der Geeignetste. Die übrigen Geschwister hingegen wollte er auszahlen, da sie bei ihrer Hochzeit auf eine Aussteuer verzichten mussten. Als Auszahlungssumme, die er grob überschlagen hatte, wollte er ihnen je 7.560 Reichstaler zur Verfügung stellen. Doch die Rechnung ging nicht auf. Busch verschätzte sich in der Summe derart, dass sein Bruder Adolf das gesamte Betriebskapital und die Lager hätte veräußern müssen, um auf einen solchen Betrag zu kommen. Es war klar, dass

Adolf sich weigerte, die Summe aufzubringen, denn das hätte das Aus seiner wirtschaftlichen Existenz bedeutet. Unter den Geschwistern kam es jetzt zu heftigen Auseinandersetzungen. Schließlich war man derart zerstritten, dass eine mündliche Aussprache nicht mehr möglich war und nur noch Briefe gewechselt wurden. Leider musste die Mutter das Drama um ihres Mannes Erbe miterleben. Das Gezänk um die Erbanteile sollte noch lange Zeit andauern, einen Bruch unter den Geschwistern wollte man aber vermeiden.

Inzwischen stieß auch das Verhältnis Busch-Bassermann an seine Grenzen. Mit einer einmaligen Abfindung von 50.000 Reichsmark – zahlbar in Raten – ging ihre erfolgreiche Zusammenarbeit im Jahre 1899 zu Ende. Busch trat genervt alle Rechte an seinen Verleger ab. Der hatte nun freie Hand bei der Vermarktung all seiner Werke. Busch seinerseits konnte dem Finanzamt endlich eine konkrete Summe mitteilen, fühlte sich jetzt frei und erlöst. Zu seinem 70. Geburtstag im Jahre 1902 war er derart berühmt, dass er sich – um dem Trubel zu entgehen – zu seinem Neffen Hermann nach Hattorf flüchtete. Nichtsdestotrotz trafen dort 1.500 Grüße und 70 Flaschen Pfälzer Wein von seinem Verleger ein. Und weil er mit *Max und Moritz* den Bestseller seines Lebens geschrieben hatte, bekam er vom Verlag – vielmehr den Nachfahren von Caspar Braun, die immer noch gut daran verdienten – 20.000 Reichsmark überwiesen. Die hatte er längst nicht mehr nötig. Doch dieser Geldsegen wollte dennoch gut angelegt sein: Er spendete ihn an zwei Krankenhäuser der Stadt Hannover. Die freuten sich darüber, und Wilhelm Busch war mit sich im Reinen.

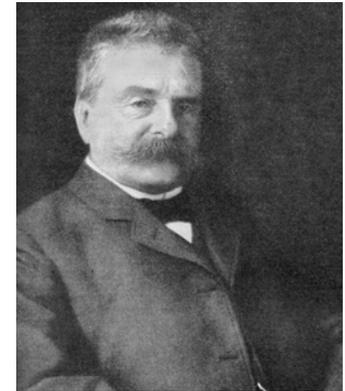
EVA WEISSWEILER: *Wilhelm Busch*  
– *Der lachende Pessimist*. Köln:  
Kiepenheuer & Witsch 2007.

## *Der Schuldenbaron*

Detlev von Liliencron (1844 – 1909) hält sich für einen „Bruder Liederlich“

Um ein Gedicht niederzuschreiben, fehlte ihm oft das Geld fürs Papier. Deshalb bat er seine Verleger, die Briefbögen nur auf der Vorderseite zu beschreiben, denn die Rückseiten wolle er selbst nutzen. Ansonsten mussten Bierdeckel, alte Rechnungen oder Zeitungsschnipsel ausreichen, um den poetischen Einfall festzuhalten.

Der Baron Friedrich von Liliencron, von Hause aus dem armen Landadel zuzurechnen, war nicht nur Poet, der als solcher den Namen Detlev benutzte, er war auch Soldat und Lebemann. Gern bezeichnete er sich als einen „Bruder Liederlich“ und machte keinen Hehl aus seinem lockeren Lebenswandel. Viele nannten ihn auch einen Schuldenbaron, der neben der Dichtkunst vor allem die Kunst des Schuldenmachens verstand.



Von seinen Eltern konnte er keine Unterstützung erwarten, die lebten selbst bescheiden mit nur einem Dienstmädchen in einer bürgerlichen Wohnung. Der Vater, Baron Louis Ernst von Liliencron, hatte mit Versicherungen gegen Hagel und Feuer sein Einkommen erwirtschaftet und kam damit als Pensionär nur knapp über die Runden. Dennoch legte man Wert auf Stil, und so musste Detlev als Offiziersanwärter zur Teestunde stets in Uniform erscheinen. Immerhin leuchteten auf seiner Brust bald das Eiserne Kreuz